

General-Anzeiger

Bergisch-Märkische Zeitung
Bergische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal
General-Anzeiger für Elberfeld-Barmen

Elberfelder Zeitung
Allgemeine Zeitung
für Berg und Mark

Anzeigenpreis: Allgemeine Anzeigen... 1 mm Höhe (22 mm breit) 15 Pf. 1. Nachschaffst. B.
Textanzeigen... 1 mm Höhe (22 mm breit) 80 Pf. 1. Nachschaffst. B.
Familien-Anzeigen und Stellenangebote... 1 mm Höhe (22 mm breit) 11 Pf. 1. Nachschaffst. B.
Für Aufnahmen von Anzeigen an bestimmten Tagen u. Plätzen wird keine Gewähr übernommen. Bei
Betriebsstörungen, hervorgerufen durch höhere Gewalt oder sonstige Ereignisse, können Erstattungsprämien
nicht geleistet werden. Postfach 3262 Wuppertal-Elberfeld, Wuppertal-Elberfeld.

Verlag
W. Girardet
Wuppertal-Elberfeld

Bezugspreis: Durch Boten wochentäglich frei Haus, halbmöndlich RM. 0,95,
monatlich RM. 1,90 einschließlich Postlohn. - Durch die Post
monatlich RM. 1,90 einschließlich 21 Pf. Postgebühren zuzüglich 36 Pf. Verlags-
Hauptgeschäftsstelle Elberfeld: Hermann-Göring-Straße 48/50 - Fernsprech-Zentral-Nr. 21701
Hauptgeschäftsstelle Barmen: Adolf-Hitler-Straße 62/627 - Fernsprech-Zentral-Nr. 57768

Nr. 65 - 56. Jahrgang

Mittwoch 18. März 1942

Einzelpreis 15 Pf.

Wieder 41000 BRZ an der UG-M-Rüste versenkt

Unsere U-Boote vernichteten fünf Handelsdampfer und ein Küstenwachschiff

DNB. Aus dem Führerhauptquartier, 18. März. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Auf der Halbinsel Kertsch wurden weitere feindliche Angriffe teils abgewiesen, teils schon in der Bereitstellung durch Artilleriefeuer und Bekämpfung aus der Luft zerschlagen.

An der übrigen Ostfront griff der Feind an einzelnen Stellen auch gestern mit stärkeren Kräften ohne Erfolg an.

Vom 15. bis 17. März verlor der Gegner an der Ostfront insgesamt 131 Panzer.

Die sowjetischen Luftstreitkräfte verloren am gestrigen Tage 68 Flugzeuge, hiervon 56 in Luftkämpfen; ein eigenes Flugzeug wird vermisst.

In Nordafrika Spähtruppentätigkeit.

Auf Malta verursachten Tages- und Nachtangriffe deutscher Kampffliegerverbände große Brände und heftige Explosionen in Flugplatz- und Hafenanlagen.

Im Mittelmeer griff ein deutsches Unterseeboot östwärts Tobruk einen stark gesicherten britischen Geleitzug an und versenkte einen Tanker von 8000 BRZ.

An der amerikanischen Küste versenkten deutsche Unterseeboote fünf feindliche Handelsdampfer mit 41000 BRZ, und ein Küstenwachschiff der US-Kriegsmarine. Dabei zeichnete sich das Unterseeboot unter Führung von Kapitänleutnant Kofin besonders aus.

Ein einzelnes deutsches Flugzeug unternahm am Tage im Schutze tiefliegender Wolken einen militärisch wirkungslosen Angriff auf westdeutsches Gebiet.

Erfolgreiche Panzerabwehr

DNB. Berlin, 18. März. Wie das Oberkommando der Wehrmacht mitteilt, griff der Gegner im Raum von Zuchow am 16. März die deutschen Stellungen an. Die mehrfach vorgetragenen Angriffe brachen im zusammengefaßten Feuer der deutschen Waffen zusammen. Bei der Abwehr dieser Angriffe, die dem Feind hohe blutige Verluste kosteten, war die deutsche Panzerabwehr besonders erfolgreich. Sieben Panzer wurden abgeschossen und zwei andere so schwer beschädigt, daß sie bewegungslos liegen blieben. Zwei Panzer brachen beim Übergang über einen kleinen Fluß in das Eis ein und gingen ebenfalls verloren.

Am 17. März folgten die Völkseisernen ihre vergeblichen Angriffe an dieser Stelle der Front fort. Im Laufe des Vormittags wurden drei feindliche Panzer vernichtet. Als im Laufe der Nachmittagsstunden die Völkseisernen, wiederum unterstützt von schweren Panzern, angriffen, wurden auch diese Vorstöße nach Vernichtung von drei Panzern abgeblasen.

Auch im Raum nordöstwärts Taganrog erlitten die Völkseisernen am 16. März Misserfolge an Panzerwagen. Während für den Feind verlustreicher Abwehrkämpfe wurden fünf Panzer mit aufgefahrener Infanterie durch Beschuß mit Panzerabwehrkanonen und durch Auslaufen auf Minen vernichtet.

Hundertster Flugzeugabschuß einer Flakabteilung

Berlin, 18. März. Am mittleren Abschnitt der Ostfront erzielte am 17. März eine leichte Flakabteilung aus Wien ihren 100. Flugzeugabschuß. Die Abteilung war außerdem in zahlreichen Erdkämpfen, bei denen sie eingesetzt war, besonders erfolgreich und vernichtete u. a. 17 Panzer.

Berlin, 18. März. Die Besatzung eines deutschen Kampfflugzeuges vernichtete am 17. März beim Früheinsatz im mittleren Frontabschnitt der Ostfront vier sowjetische und belandete Truppentransportzüge mit Bomben und Bordwaffen in mehrmaligem Zielangriff. Am Nachmittag desselben Tages zerstörte die gleiche Besatzung wieder eine Lokomotive, schloß im Luftkampf zwei sowjetische Jäger ab und brachte ihr durch Kampfbombenbeschädigung Kampfflugzeug im Einmündung zum Heimatboden zurück. Wo es trotz schlechter Wetterlage mit beiden durchgeschossenen Reifen glatt landete. Der Flugzeugführer hat damit auf 183 Feindfliegen als Kampfflieger seinen letzten Abschluß erzielt und zehn Lokomotiven zerstört.

Feindlicher Angriff in Nordafrika gescheitert

DNB. Rom, 18. März. Der italienische Wehrmachtbericht vom Mittwoch hat folgenden Wortlaut:

Feindliche Truppen griffen einen Stützpunkt südlich von Tami an. Durch einen sofortigen Gegenangriff wurden sie zurückgeworfen und lie-

ßen einige Gefangene, darunter einen Offizier, in unserer Hand.

Immi liegt südostwärts Derna am Golf von Bomba in der östlichen Ghrenaila.

Die japanische Marineluftwaffe bleibt im Angriff

Tokio, 18. März. Das Hauptquartier gibt bekannt, daß Einheiten der Marineluftwaffe am 13. März beim Angriff auf Port Moresby auf Neuguinea elf feindliche Flugzeuge vernichteten.

Am gleichen Tage wurden außerdem Angriffe durchgeführt auf feindliche Basen der Salomon-Inseln, besonders auf Banawana.

Schließlich erfolgte am 14. März der erste Ueberfallangriff der japanischen Marineluftwaffe auf die feindliche Luftbasis der Horn-Insel nördlich Kap York, also zwischen der Nordostküste Australiens und Neuguinea. Hierbei wurden 14 feindliche Flugzeuge abgeschossen oder am Boden zerstört.

England bombardiert türkisches Gebiet

Wieder ein ruchloser Ueberfall auf Zivilisten

Ankara, 18. März. In der Nacht zum 15. März haben, wie die amtliche türkische Nachrichtenagentur Agence Anatolie meldet, Flugzeuge nicht erkannter Nationalität die Stadt Milas in Südwest-Anatolien mit Bomben und Maschinengewehrfeuer angegriffen. 17 Sprengbomben wurden über der Stadt abgeworfen, wobei mehrere Personen getötet oder verletzt wurden. Obwohl die von den türkischen Behörden eingeleitete Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist, steht schon jetzt fest, daß der feige Ueberfall von Flugzeugen einer britischen Bomberformation durchgeführt worden ist, die in der gleichen Nacht die Inseln des italienischen Dodekanes anzugreifen versuchten.

Das Bombenattentat auf Milas hat in der türkischen Öffentlichkeit - wie auch aus der Aufmachung der Meldungen in der türkischen Presse hervorgeht - die größte Empörung ausgelöst.

Bomben auf eine am Krieg unbeteiligte Zivilbevölkerung zu werfen, darin waren die Briten schon immer ganz groß. Das ging an mit den Strafaktionen gegen indische Vorkämpfer, die sich nur mit einem alten Hinterlader wehren konnten, und arabische Dörfer in Palästina, die sich nach Ausbruch dieses Krieges fort in zahllosen Bombenüberfällen auf das Gebiet neutraler Staaten und fand seine Krönung mit dem Beginn einer planmäßigen Luftoffensive gegen friedliche deutsche Städte und Dörfer als durch den Westfeldzug die Briten vom europäischen Festland vertrieben wurden. Seitdem haben sie sich ausgetobt in brutaler Zerstörung ziviler Objekte. Das beliebteste Ziel englischer Bomben waren Krankenhäuser und Kirchen, Kulturdenkmäler und Arbeiterviertel.

„Festungsbewirtschaftung“ in England

Die Kleiderkarte um 25 vom Hundert gekürzt

Stockholm, 18. März. (Eig. Bericht.) Es vergeht kein Tag, ohne daß die britische Regierung sich nicht gezwungen sieht, irgendeine neue Einschränkung anzukündigen. Am Dienstag hat Handelsminister Dalton im Unterhaus mitgeteilt, daß im Monat Juni die Kleider-Rationierung in England um 25 Prozent vermindert wird. Es ist nicht verwunderlich, daß Dalton den Schiffsraummangel als den Hauptgrund für diese Maßnahme bezeichnet. Interessanter ist schon, daß er im Laufe seiner entscheidenden Ausführungen einen Ausdruck prägte, der immerhin bezeichnend ist. Er sprach nämlich von der „Festungsbewirtschaftung“, die nun in England unbedingt notwendig geworden sei. - Der alte Lügner Churchill hat die deutschen U-Boote schon mindestens dreimal vernichtet und die „Atlantisch-Schlacht“ schon mindestens zehnmal gewonnen. England geht deshalb offenbar aus reinem Vergnügen zur „Festungsbewirtschaftung“ über!

„Andere Maßnahmen müssen folgen“

Stockholm, 18. März. Zu den neuen Einschränkungen, die das englische Volk unter dem zunehmenden Druck der Kriegslage auf sich nehmen muß, sprach am Dienstag der Vizepräsident des Kronrates, Sir John Anderson, im Rundfunk. „Unser einziges Ziel ist, die notwendigen Spar-

Mac Arthur aus Corregidor geflohen

Tokio, 18. März. Der Sprecher der Regierung gab die Flucht des Oberbefehlshabers der Philippinen, US-General Mac Arthur, mit Familie und Stabsoffizieren aus der eingeschlossenen Insel Corregidor bekannt. Der Sprecher erklärte, dies sei für Japan eine große Ueberraschung. Mac Arthur sei von den USA als „Held Nr. 1“ bezeichnet worden, der die Philippinen bis zum letzten Atemzug verteidigen würde.

Kunmehr habe sich jedoch herausgestellt, daß auch Mac Arthur genau so wie zahlreiche andere Oberbefehlshaber der Feindmächte, wie z. B. die Generale Popham, Wabell, Bennett geflohen sei, die im gefährlichsten Augenblick ihre Stellungen und damit die Völker verließen, die sie eigentlich beschützen sollten. Die US-Regierung versuche natürlich, die Flucht Mac Arthurs damit zu entschuldigen, daß er zum Oberbefehlshaber der verbündeten Streitkräfte im Südpazifik ernannt worden sei.

Nur wo sie sein sollten, die britischen Flieger in Hongkong, Singapur, auf Java und in Burma, da alagten sie durch Abwesenheit. Als sie letztlich Paris, die Hauptstadt ihres ehemaligen Verbündeten, rucklos überfielen und Hunderte von Frauen und Kindern, Greise und einfache Arbeiter hingerichteten, da haben französische Zeitungen auf den seltsamen Zweifelpakt hingewiesen: 1940 schauten die Franzosen vergeblich aus nach englischen Flugzeugen, die ihnen Hilfe bringen sollten. Zwei Jahre später erschienen sie als Wörder nichtshühner der Zivilisten. So wie die Franzosen damit ihren früheren Bundesgenossen von der richtigen Seite kennen lernten, so erhalten jetzt auch die Türken ein Beispiel britischer Brutalität und Vedenenlosigkeit. Es kommt diesen „königlichen“ Bombenwerfern gar nicht darauf an, wo sie sich befinden. Nach Gutdünken möchte man sagen, jedenfalls mit einer noch nie dagewesenen Brutalität und Leichtfertigkeit, töten sie das tödliche Geschick aus. Es trifft immer Zivilisten, einerlei wo. Churchill aber hat die Möglichkeit, einen neuen „Siegesbericht“ auszugeben.

London gesiegt!

Ankara, 18. März. Für die ganze Welt stand fest, daß der feige Ueberfall auf die türkische Stadt Milas in Westanatolien nur von einer britischen Bomberformation durchgeführt sein konnte, die in der gleichen Nacht die Inseln des italienischen Dodekanes anzugreifen versuchte. Auf Grund dieser unüberlegbaren Beweise und des aus der sofort einsetzenden türkischen Untersuchung hervoragenden Materials über den englischen Ursprung der Bomben haben die Briten diesen schändlichen Akt englischer Flieger heute kleinlaut eingestanden.

Neue Steuererhöhungen in Indien

Stockholm, 18. März. In dem Augenblick, in dem Gripps nach Indien geht, um neue Opfer aus der indischen Bevölkerung für die englische Sache zu pressen, veröffentlicht die „Financial News“ Angaben über die Leistungen, die die Indier bereits für die Interessen Großbritanniens vollbringen müssen. Der indische Staatshaushalt weist, wie das Blatt feststellt, für das Jahr 1941-42 einen Reichtum von 12,75 Millionen Pfund auf, das sich für das kommende Jahr 1942-43 auf 35,25 Millionen Pfund erhöhen wird, wenn man die augenblickliche Besteuerung zugrunde legt. Infolgedessen sollen beträchtliche Steuererhöhungen von Privatrecht und der Geleisgebenden Verjüngung verabschiedet werden.

Düstere Vorzeichen

Der Führer hat am Heldengedentag davon gesprochen, daß der nun langsam zu Ende gehende Winter die härteste Erprobung des deutschen und verbündeten Soldaten, aber auch der Heimat bedeute. Und ebenso entschieden hat der Führer unterstrichen, daß diese harte Probe bestanden worden sei und weiter bestanden werde - wie Adolf Hitler überhaupt den gerade linien Verlaufs der gesamten deutschen Politik, das unverminderte Festhalten an den in den Kampffahrten gewonnenen Idealen und Zielen feststellen konnte. Nun man dem hinzu, daß der Führer am 30. Januar im Sportpalast ausrief, er werde aus diesem Krieg als ein noch fanatischerer Nationalsozialist zurückkehren, als er in ihn hineingegangen sei, so tritt die Folgerichtigkeit und Geradheit der deutschen Führung, der politischen wie der militärischen, mit eindringlicher Schärfe hervor. Diese Erscheinung ist wesentlich; denn in harter Kriegszeit muß sich bewähren, was von Führung und Volk als weise und festes Programm aufgestellt und anerkannt worden ist. Beinahe das Vertrauen des Volkes in die Notwendigkeit solcher Grundzüge zu schwanken, macht sich bei der Führung ein Schwanzen und Bögen bemerkbar, so ist das immer ein schlechtes Zeichen. Als in Deutschland im Jahre 1917 die Wendung nach der demokratisch-parlamentarischen Seite hin vollzogen wurde, war damit der erste Schritt in die Richtung des Zusammenbruchs getan; als Frankreich 1870 abermals die Republik auf den Schild hob, war der Pariser „Commune“ der Kaffa geöffnet; als in Rußland Kerenski seine „gemäßigte Revolution“ durchführte, war dem Bolschewismus der Weg bereitet. Wo immer in der Geschichte, solange die Kanonen sprechen, ein „Ausweichsel“ vorgenommen wird, liefert diese Tatsache den Beweis dafür, daß das betreffende Volk nicht mehr „in Verfassung“ ist und daß seine politischen Grundgedanken der Macht der Ereignisse nicht mehr standhalten. Die Geschichte lehrt aber auch, daß ein „Wechsel in der Durchfahrt“, d. h. eine neue politische Ausrichtung, solange die Kanonen sprechen, nicht zur Stärkung, sondern zur Schwächung des Staatsorganismus führt und in der Regel die Niederlage vorbereitet.

Es ist deshalb von nicht geringer Bedeutung, daß in letzter Zeit besonders aus dem britischen Lager recht viele Stimmen zu uns dringen, die nicht nur von einer allgemeinen Unzufriedenheit mit der englisch-amerikanischen Art der Kriegsführung, sondern auch von dem immer härter werdenden Gefühl dafür zeugen, daß überhaupt das ganze bisherige politische System, auf dem die Macht des Empires beruht, nicht mehr „zeitgemäß“ ist. Es verdient immerhin Beachtung, daß die „Times“ diesem Thema soeben gleich zwei Aufsätze gewidmet hat. Wenn dabei die englische Kolonialpolitik in den Vordergrund gerückt wird, so besagt das nur, daß die Zeitung die Sonde dort ansetzt, wo sich die Mißstände am deutlichsten geltend machen: daß im Grunde die allgemeine „Verfassung“ Englands gemeint ist, wird aber trotzdem klar. Aufknirschend an die Katastrophe von Malakka schreibt die „Times“: „Der Bestand Englands als Großmacht hängt davon ab, ob es endlich seine Lektion lernt. Es steht fest, daß die meisten Menschen in England jetzt die Gewissheit haben, daß die eigene Kolonialverwaltung den in der Welt herrschenden neuen Verhältnissen angepaßt werden muß. Diese Anpassung ist umso notwendiger, als alle Verbündeten kritische Blicke auf das Empire richten.“ Die britische Kolonialverwaltung arbeitet mit veralteten Methoden... Zwischen haben Deutschland und Italien mit der ihnen innewohnenden imperialen Dynamik in den letzten Jahren neuen Grundfalten Geltung verschafft, die man in Britannien bisher (!) ablehnte. England hat damit einen großen Fehler begangen, hätte die neue Taktik dieser dynamischen Staaten sich zu eigen machen und in der Kolonialverwaltung ausnützen (!) sollen.“ Im Anschluß an diese bemerkenswerten Feststellungen, welche die Angst vor den kritischen Blicken der Bundesgenossen ebenso deutlich enthalten wie die Anerkennung der „Taktik“ des Gegners, fordert die „Times“, die „bisherige Stellung“ des Engländers in den Kolonien müsse „grundständig“ geändert werden, von Ausbeutung dürfe künftig keine Rede mehr sein - überhaupt sei es „völlig untragbar, daß das bisherige englische Kolonialsystem weiter aufrecht erhalten werde“.

Man wird zugeben, daß die Ueberzeugung, irgend etwas „Grundständliches“ sei da nicht in Ordnung, in diesen Betrachtungen der „Times“ mit überraschender Deutlichkeit zutage tritt. Aber noch wichtiger als das offensichtliche Mißbehagen mit dem bisherigen Zustand ist die Tatsache, daß die „Times“ es mit Mitteln kurieren will, die wir uns als los bleiben müssen, da sie die Herkunft aus derselben Apotheke erkennen lassen, deren Veraltetheit ja im gleichen Atemzug feststellt wird. Denn was soll es schon heißen, wenn die „Times“ predigt, England solle endlich „seine Lektion lernen“, solle westwärts seine Kolonialpolitik den neuen Verhältnissen „anpassen“, solle von der inaktiven „Dynamik“ der Achsenmächte lernen und ihre „Taktik“, „ausnützen“! Wer solche Ratsschläge gibt, beweist nur, daß er keinen Schimmer von

Bangkok, 17. März. Der afkinische Nachrichten-
dienst berichtet: Die verschiedenen Führer des All-
indischen Kongresses, darunter Pandit Jawah
Nehru, sind im Laufe des 15. und 16.
März in Warha, der Residenz Maharaja Ga-
ndhis in den indischen Zentralprovinzen, einge-
troffen. Nehru hatte bereits zusammen mit Gandhi
und dem Kongresspräsidenten Maulana Azad eine
lange, heftige Debatte.

Unfide Unefnote

Dionys, der Tyrann, war gestorben. Ihm folgte sein Sohn. Es hieß zwar von ihm, daß er weniger als nichts lange, außerdem ein großer Schwelger und wüster Prasser sei. Was verurteilte das den Leuten? Wie bei allen Thronbestigungen seit die gute Welt steht, war auch bei seinem Regierungsantritt die Freude laut, der Rubel allgemein. Ganz Syrakus, die große, die allergrößte Stadt der Erde, war demnach von Menschen, Einheimischen und Fremden überschwemmt, daß an ein Durchkommen kaum zu denken war.

Im Tempel Apollons, der da leuchtend über die goldene Stadt auf das tiefschwarze Meer hinausragt, schauten sich die Großen des Reiches, Krieger, Staatsmänner, Beamte und Befehlshaber, gelehrte Männer und Künstler um den jungen Fürsten. Im feierlichen Zuge kamen weißgekleidete Priester geschritten, traten an die festlich geschmückten Opferaltäre heran. Stille, erwartungsvolle und tiefe Stille im heiligen Hause des Gottes.

In diese Stille brach plötzlich von rückwärts, wo die kleinen Leute schaulustig sich drängten, ein dünner, fadenförmiger Auf. Jeder wußte sofort, daß diese häßlich frägende Stimme nie zu dem angeordneten Pomp des glänzenden Festes gehören konnte. Manche lachten, manche erschrafen, befürchteten Schlimmes für die vorlaute Sprecherin.

Aber die schwache Stimme ließ sich nicht beirren. „Apollo, großer Gott“, rief sie, „sehe mir Dionys, den Sohn, schenke ihm 70, schenke ihm 80, schenke ihm 100 Jahre. Oder noch besser, laß ihn gar niemals den Weg zu den fahlen Weisen des Hades antreten, laß ihn ewig in Freuden auf dieser Erde seine Feste feiern und fröhlich sein, schenke ihm Weinlaub um die Stirne, gib ihm die schönsten Frauen der Erde, daß er sich ihrer freue.“

Weiter kam die Stimme nicht. Des Tyrannen Schergen waren nun bis zu ihr vorgedrungen, griffen die Sprecherin, ein arbeitsames Weib, und schleppten sie trotz allen ihren Verwahrungen davon, verschloßen sie als vorlauten und übergriffigen Störenfried in sicheren Gewahrsam.

Wieder war nach dieser unfreiwilligen Unterbrechung der heiligen Handlung tiefe Stille im Hause des Gottes. Neuerdings konnten die Priester ihres Amtes walten, die Opfer vollbringen, Glück und Segen auf das Haupt des Herrschers von den Göttern herabfließen.

Als die Feier vorbei und Dionys durch die jubelnden Scharen des dichtgedrängten Volkes in seinen Palast zurückgekehrt war, erinnerte er sich während des üppigen Festmahles des alten Weibchens, das da dem Götterdienst gestört. Neugierig geworden, warum gerade die Alte den besonderen Segen des Himmels auf ihn herabschickte, ließ er sie an die Tafel bringen. „Sprich, warum erlebst du vor allem Völkern für mich ein langes Leben? Was für Wohlthaten hab' ich, hat etwa mein Vater dir früher erwiesen?“

„Wohlthaten?“, erwiderte das Weibchen, „von denen weiß ich nichts zu vermelden. Wann hätte je einer von den großen und hochwürdigen Herren an so eine arme, alte Frau gedacht? Die Sache liegt so, Allergnädigster. Ihr seid nun der dritte Herrscher dieser Stadt, den meine Augen sehen dürfen. Als der erste zur Herrschaft kam, Dionys, der Gestränge, seht, da ging es mir noch ganz gut, da hatt' ich noch meine vier Räder, die mich leidlich ernährten. Eine davon nahm Dionys weg. Da wurde ich zornig, beschwor alle Götter, mich zu rächen, Syrakus von dem Manne zu befreien, der immer das Wohl des Volkes auf der lägenhaften Lippe hatte und doch einer armen

Von Walter von Rummel

Frau ihre paar Räder nicht lassen konnte. Und siehe da, der Himmel erhörte mein Gebet. Nicht lange hat Dionys den goldenen Kronreif um die Stirne getragen. Bald wurde er gestürzt und verbannt, starb früh eines elenden Todes.“

„Du bist ein freundlicher Festgast“, murmelte Dionys etwas benommen. „Aber nachdem ich dir das Wort erteilt, fahre nun fort, mach es gnädig und kurz.“

„Ganz kurz, Allerhöchster. Bald nach des Dionys Vertreibung ward Euer Vater Herr dieser Stadt, Herr im ganzen Land. Und siehe da, so wie er sich zum Alleinherrn aufgeschwungen, nahm dieser große und stolze Herr mir meine zweite Räder. Die Festlichkeiten waren noch nicht zu Ende, da war das brave Tier auch schon aus dem Stalle. Ihr seid nun der Dritte in der

Leistungsfähig bis ins Alter

Die Wissenschaft zur Frage des Alterns und des Alters — Die Krähensfüße sind es nicht

Von Dr. L. Albert

Was ist das: Jeder möchte es werden, keiner will es sein? — So lautet eine bekannte Scharfrage — hinter der sich in Wahrheit bitterer Ernst verbirgt. Jeder Mensch möchte alt werden, aber die meisten sträuben sich mit allen Kräften gegen das Altern. In das Altern nun unentrichtbares Schicksal, läßt es sich durch Leistungen der Wissenschaft hinauschieben oder vermeiden? Das nationalsozialistische Deutschland mit der ungeheuren Fülle seiner großen Aufgaben braucht jede Arbeitskraft. Neben dem Schwung der Jugend kommt die Erfahrung des Alters, neben dem größeren Tempo das gereifere Können zum Recht. Volk und Einzelne haben damit das gleiche Anliegen an die Wissenschaft!

Das Altern ist kein Uebel

Wie immer, wenn sich die forschende Heilskunde mit einer Erscheinung des Lebens beschäftigt, so sucht sie auch beim Problem des Alterns nach der Ursache. Wäre das Alter ein Uebel — wie seit Cicero mit trostvoller Hoffnung mancher große Arzt annehmen zu können glaubte —, so müßte sich auch ein Heilmittel finden lassen, um diesem Uebel zu steuern. Die moderne Altersforschung hat allerdings den schönen Glauben gestört und nüchtern festgestellt, daß auch der Gesündeste altert. In der Zeitrechnung „Die Gesundheitsführung“ hat vor einiger Zeit Prof. Dr. Thaddäus in einem Aufsatz „Die Probleme des Alters beim schaffenden Menschen“ gezeigt, daß es unmöglich ist, das Altern der Lebenskräfte aus einer einzigen Ursache zu erklären. Die bekannten Verjüngungsversuche mühen zum Mißerfolg führen, weil eben das allmähliche Vergehen der inneren Drüsen nicht die Ursache, sondern eine Begleiterscheinung des Alterns ist. Die Drüsen altern mit dem Körper, wobei einige von ihnen die Wechselwirkung mit äußeren Einwirkungen wie mit den Lebensumständen oder der Arbeitsbeanspruchung die Alterserscheinungen beschleunigen oder verzögern können. Auch die Ausrottung der Gewebe im Alter, die dem Greis in bestimmten Zellen ein bageres, runzeliges Aussehen gibt, gehört ebenso zu den Alterserscheinungen wie die gefürchtete Magerung von Stoffwechselprodukten. Mit den Jahren läßt nämlich merklich die Fähigkeit des Organismus nach, mit Hilfe gewisser Wirkstoffe Kalk und andere Salze abzubauen, also chemisch abzubauen und zu beseitigen. Diese Salze lagern dann an, sich an den verschiedenen Stellen abzulagern, so auf der Hornhaut, in der Linse des Auges, im Trommelfell und

Reihe erlaucht Fürsten, und es ist daher nicht anders als billig, als daß ihr mich meine dritte Räder fortsetzt. Gehet, holt Euer Häßchen ab. Kommt nun ein Viertel nach Euch, so verleiht meine vierte Räder auf dem Altare des Vaterlandes. Darum heute mein Gebet. Regiert, regiert, regiert solange Ihr nur könnt, laßt Euch nicht stören, nicht von einem Nachzügigen erschrecken, seid klug und weise, haltet die Herrschaft in festen Händen.“

Dionys, der Sohn, lächelte. Aber es war ein mit Gewalt heraufgezwungenes Lächeln, das um seine volle, genießerische Lippe spielte. „Geb“, sagte er dann zu dem Weibchen, „und störe die Festesfreude nicht. Vielleicht reden wir ein andermal weiter.“

Als die Alte weggehumpelt war, befahl er seinen Leuten: „Gebt der Frau ihre Räder zurück, oder, habt ihr sie schon geschlachtet, bringt ihr eine andere dafür. Wer weiß, vielleicht kommt dann ihr Gebet von Herzen, hat Kraft und Stärke bei den Göttern oben!“ ...

in den Blutgefäßen. Auch hier darf man also Ursache und Wirkung nicht verwechseln. Ein Mensch wird nicht alt, weil seine Arterien verfallen, sondern dieser Zustand seiner Gefäße ist eine Begleiterscheinung des Alters. Wenn es nun so scheint, als ob alle Menschen altern müssen und ob dieser Zustand unumkehrbar ist, wird die Frage um so brennender, wann denn nun dieses Abwärtssinken der Lebenskurve notwendig eintreten muß. Die Forschung antwortet darauf: Das ist nicht nur für jedes Organ des menschlichen Körpers, sondern darüber hinaus auch für jeden Menschen verschieden. Alters wirkt sich neben der Erbanlage der Lebensweise so stark aus wie hier.

Ein Alltagschicksal

Im Büro am Schreibtisch sitzt ein Mann. Tagtäglich nimmt er mit der Pünktlichkeit einer Uhr seinen Platz ein, stets um die gleiche Zeit macht er seine Mittagspause und läßt dabei gut und reichlich, ohne allerdings seinen Speisetisch auch auf Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit zu prüfen. Abends aber beendet er mit der gleichen Pünktlichkeit auch seine Arbeit. Nach einem ähnlichen Gleichmaß regelt er seine Veranlagungen, die Zusammenkünfte mit seinen Freunden, die Teilnahme an seinen Vereinsveranstaltungen und sein häusliches Leben. Der Mensch führt also ein außerordentlich regelmäßiges Leben. Er übersteht darüber völlig, daß er gerade infolge dieser Regelmäßigkeit, die ihn vor jeder größeren Anstrengung bewahrt und infolge des Fehlens ausgleichender körperlicher Durcharbeitungen langsam aber sicher an Gewicht zunimmt. Mit 40 Jahren ist der Mann aus einem verhältnismäßig schlanken Jüngling ein fast schon atematisches Schwergewicht geworden. Jedes Rücken nach einem Alltagsmarsch ihm Beschwerden, jeder kleine Spurt hinter der Straßenecke rächt sich mit beständigem Herzklappen. Und eines Tages fühlt der Mann voller Schrecken: „Ich bin alt.“ Nun endlich geht er einmal zu einem Arzt und läßt sich gründlich untersuchen. Dieser prüft Herzfunktion, Nieren, Lunge, sieht sich den verfestigten Körper genau an und sagt: „Mein Lieber, Ihr Gefäßsystem ist verengt wie bei einem Sechzigjährigen, ihr Herz durch das überflüssige Fett völlig überlastet und ihr Blutdruck infolgedessen weit über Ihr Alter hinaus erhöht. Wären Sie wenigstens fünf Jahre früher zu mir gekommen, dann hätten wir durch gründliche Entwässerung, vernünftige Diät und entsprechenden Ausgleichs-

sport noch manches retten können. Jetzt haben Sie einen Herzfehler, und Ihre Nieren sind auch nicht mehr in Ordnung. Sie werden sich an gewisse Einschränkungen in Ihren Lebensansprüchen von nun an gewöhnen müssen. Zwanzig Kilo Gewicht müssen Sie aber zuerst verlieren, sonst kann ich für Ihr Herz nicht mehr lange garantieren.“

So muß es nicht kommen!

Man kann sich aber auch einen anderen Verlauf dieses Alltagschicksals vorstellen. Unser Freund kann rechtzeitig in einen Sportklub eintreten, er kann das Wochenende rudern verbringen, seinen Urlaub nach seiner Konstitution einrichten. Er kann — und das wird gerade jetzt häufig so sein — in den Reihen der Wehrmacht wieder ein Leben in der Natur mit körperlicher Arbeit und geistiger Erregung führen. Dann wird er mit allmählich durchwachten Blutgefäßen, ohne nutzlose Fettpolster eines Tages finden, daß er jünger sei als er Jahre zählt. Das ist auch eine Lösung der Altersfrage — und nicht die schlechteste.

Kleists Amphitruon - märkisch

Der übermütige Gott, der vom Olymp herabschaut, um — jenseits von Gut und Böse — unsere irdischen Verhältnisse — eine Lebensnacht mit Amene, der Götter des Thebanerfürsten Amphitruon, zu verbinden, hat in Kleists „Amphitruon“ eine charakteristische Wendung erfahren: er ist nordisch-protestantisch geworden. Er trägt an Altes und Neues, daß auch der Olymp ohne und ohne Liebe sei und dringt erbarungslos in sie, bis er die letzte Spur Eifersucht zwischen dem erhabenen Geist und der irdischen Liebe ausgelassen hat. Diese geistige Ausdeutung der Sage ist zweifellos unantastlich und dem Dichter aus seiner norddeutschen Herkunft aufgezwungen worden. Seine Hilpert geht in seiner Inszenierung des Deutschen Theaters noch einen Schritt weiter und behauptet, daß sie märkisch-preussisch sei. Von diesem Gedanken zur Tat ist ein mutiger, ein echt künstlerischer Schritt: Wir sehen das Spiel nicht in der Antike, sondern im märkischen Barock, am Hofe eines brandenburgischen Kurfürsten vielleicht, sich vollenden. Caspar Reber hat die Fassade eines Schlosses errichtet, das von Kiefern umstanden ist. Ewald Walzer ist ein Jupiter „tonant“, der mit ebrenem Pathos eher als mit feierlicher Zierlichkeit die Götter umfängt. Die Berliner wundert sich gar nicht über die ungewöhnliche Dekoration, sondern fühlen sich mit ihrer berühmten Frigolität rasch darin zu Hause.

Gherardo Gherardi, der überaus fruchtbare italienische Theaterdichter, hat mit Vollendung seines 50. Lebensjahres auch auf dem deutschen Theater schon mancherorts Eingang gefunden. Die „Vollendung“ spielt jetzt ein Schauspiel „Der einsame Mann“, das Drama eines Menschen, der sich durch geistliche Hemmungen um die Zerstörung und den Erfolg seines Lebens betrogen findet. Für das Theater bedarf diese geistliche Hemmung, die mehr als bloße Schüchternheit sein soll, einer sichtbaren Verbenkung. So wird er zum Stotterer. Freilich darf das nicht im Lustspielstille sein, wodurch dem Darsteller der Rolle eine bemerkenswerte Aufgabe erwächst. Heinz Böck (als Gast aus Bochum) löste sie mit ungewöhnlichem Können. Eine wohl gefüllte Handlungsstruktur erlaubt die Gelegenheit, daß ein anderer, ein mittel-mäßiger Streber, sich seiner Ideen bedient und damit Karriere macht. Leider bringt der dritte Akt seinen Ausgleich des durchaus tragischen Widerspruches zwischen Schein und Sein, sondern stabilisiert den Zustand in nicht unbedingt befriedigender, etwas kompromissvoller Form.

Frank Vogl.



(30. Fortsetzung)

„Sie sind Herr Vierdens, nicht wahr?“ sagte Cordago mit unbewegtem Gesicht. „Ich glaube, Sie zu verstehen. Ich bin Ihnen sehr dankbar. Ich werde Sie morgen anrufen, — nicht wahr?“

Er verneigte sich, korrekter vor der Gesellschaft, höfliche Falteln um den Mund. Eine Spur Bedauern lag in dem Blick, den er Daisy Joyce zuwarf. Dann winkte er lässig dem Oberkellner: „Rechnung auf mein Zimmer!“ — und ging mit der selbstverständlichen Miene der Welt durch die Tischreihen dem Ausgang zu.

Die Joneses standen erstarrt. Langsam froh Peter aus seinem Sessel empor.

„Was nun?“ sagte die nasale Stimme. „Loni-Kind — was kann ich noch für dich tun?“

„Nichts weiter im Augenblick!“ — antwortete Loni lachend. Vollkommen ohne Rücksicht auf die Anwesenheit der Joneses fuhr sie fort: „Ich danke dir, Bob — das hast du herrlich gemacht! — Für heute abend bist du in Gnade entlassen. Für die kleine Ausprache, die nun folgen wird, brauche ich dich nicht, sondern ich gedente mich in den Schutz dieses jungen Gentleman zu begeben — von dessen Gegenwart hierorts ich allerdings sehr überrascht war!“

Peter fühlte eine Hand, die abscheidend die seine drückte. Er drückte kräftig wieder, von unerwarteter Sympathie zu dem Filmstar überwältigt. Und vollkommen verdammte gewahrte er, wie die Joneses, die bis jetzt nicht gemüht hatten, Miene machten, sich zu entfernen.

Und wie Loni sie mit der lebenswürdigsten Miene der Welt, aber mit dem rabiatesten Tonfall, den er je von einer Frau gehört hatte, ausließ, indem sie sagte: „Aber, meine Herrschaften, Sie wollen doch nicht schon gehen? — Das wäre tatsächlich sehr unhöflich!“

Und als der alte Jones sie beiseite drängen wollte, hauchte sie ihn an: „Mensch, wenn Sie jetzt gehen, fliegen Ihnen sämtliche Teller an den Kopf!“ Die Joneses blieben verblüfft stehen und Loni fuhr wieder sanft fort: „Sie haben sicher im Augenblick wenig Interesse daran, vor allen Leuten kompromittiert zu werden. Und wir haben ja wirklich eine ganze Menge miteinander zu besprechen — nicht wahr?“

Die beiden saßen sich mühsam. Als Loni mit blühenden Augen nach einem Teller griff, fügten sie sich.

Man nahm wieder Platz.

Außer den verständnislosen Kellnern hatte niemand den kleinen Auftritt bemerkt.

„Na — mein Herr Celebrier!“ sagte Loni verärgert und lachte Peter zu. Er blidete mit grenzenloser Bewunderung zu ihr auf. „Amüsiert, was?“ sagte sie. „Ausgerechnet im Grillroom des Adlon mit den beiden Leuten hier zu sitzen.“

In Daisys Augen weiterte sich das gefährlich — aber ihr Vater hielt ihren Arm. Er schielte Loni lässig an. Daisy war einem Ausbruch nahe.

„Neu dich nicht auf, Liebkind!“ sagte Mr. Joyce. „Es hat keinen Sinn. Ich bin ungedauer geblieben, zu hören, was für Ueberrassungen die junge Dame uns noch mitgebracht hat.“

„Oh, keine weitere, lieber Herr!“ sagte Loni lachend. „Oder haben Sie erwartet, ich hätte den Direktor der Strafanstalt Plöbensee ins Adlon bestellt?“

„Sie sind ja ungeheuer gut informiert!“ lachte der Alte über.

„Sie sah ihn fest an und er hielt den Mund.“

„Was — Plöbensee?“ fragte Peter und riß die Augen auf.

Loni schrie fast vor Vergnügen. „Er hat's immer noch nicht kapiert! — Was? diesem würdigen alten Gentleman aus U.S.A. die weiße Farbe aus den Haaren, reiß ihm die Brille von der Nase — und du wirst einen guten alten Bekannten finden!“

„Nein —“, rief Peter, atemlos in Mr. Joyces rot aufschwellendes Gesicht starrend. „Das kann doch nicht sein! ... Das ist doch nicht!“

„Doch!“ sagte Loni, halb erstickt vor Vergnügen. „Das ist er!“

„Mein Name ist Lorenz!“ sagte Mr. Joyce wütend. Und Peter warf vor Schreck ein Setzglas auf den Boden.

26. Kapitel

„Das heißt: es steht mir frei, mich auch Joyce zu nennen — so hieß ich am amerikanischen Theater.“

„Interessiert hier nicht“, sagte Loni lebenswürdig und fing an zu erzählen. Die beiden mußten stillhalten. Das junge Mädchen hatte sie wunderbar in der Hand. Und während sie sprach und Peter sie betrachtete, den drohenden energischen Zug um ihren jungen Mund, ihre klaren, lebendigen Augen und überhaupt das ganze zauberhafte Erscheinung in dem hellblauen Kleid — kam Peter plötzlich darauf, daß er bis über beide Ohren in sie verliebt war.

Das stand nun mal fest, er machte sich nichts vor. Aber er war zu verwirrt, um nachzudenken — und eine Minute lang wie taub. Bis ihn Loni anstieß und sagte: „Sie da — hören Sie zu!“

„Ja — ja!“ sagte er atemlos und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Ja — ja! Um Gottes willen — ja!“

„Verirrt geworden!“ sagte Loni erschrocken. Sie erzählte weiter. Es war eine abenteuer-

liche und doch für diese Tage ganz alltägliche Geschichte.

Daisy Joyce war der Künstlername, den Gretchen Lorenz beim Film geführt hatte. Sie kam vor fünf Jahren durch ihren Vater in die Berliner Metiers. Ihr Top hatte großen Erfolg — weniger ihr Talent. Aber ihre Talit war erstklassig. Bob Vierdens machte eines Tages ihre Bekanntschaft und fiel gehörig auf sie herein. Auf ein bestimmtes Stichwort tauchte der gekränkte Vater auf — mit schweren Drohungen gegen den Verführer seiner einzigen Tochter. Vierdens kriegte es mit der Angst — zahlte und zahlte.

Bis ihm die Geschichte zu dumm wurde und er sich seinem Rechtsanwalt anvertraute. Der fadete nicht lange und die beiden Lorenz kamen unter Anklage. Daisy riefte noch rechtzeitig hinter nach Amerika. Der Alte jedoch, dem man noch auf andere unsaubere Geschichten gekommen war, mußte auf ein paar Jahre ins Gefängnis.

Auch drüben hatte Daisy durch ihre fanatische Schönheit viel Glück. Und bei Rudolf, Erlacher gelang ihr während seines Aufstiegs in Chicago das bei Vierdens misglückte Manöver. Da erschickte Freunde den Kammerjäger auf die dramatischen Strafen aufmerksam machen, die Uncle Sam für Fälle dieser Art bereit hält, so ging er voller Angst auf jede ihm von Daisys Rechtsanwalt gestellte Bedingung ein. Aus Furcht vor einer Klage wegen gebrochenen Heiratsversprechens verpflichtete er sich, fünfzigtausend Dollar an Daisy Joyce zu zahlen. Er abnte natürlich nichts von ihrer Vorgeschichte — ebenjowenig wie die amerikanischen Behörden.

„Ja — aber um Himmels willen, Loni!“ fiel ihr Peter ins Wort. „Woher wissen Sie denn auf einmal das alles? ... Ich will schwören, daß Sie heute morgen noch —“

„Nachher!“ verdrößte ihn Loni lachend. „Das erzähle ich Ihnen nachher, wenn wir allein sind. Jetzt liegt mir nur daran, den Herrschaften klar zu machen, daß ich im Wilde bin. — Also weiter: Durch die Kläre kam Rudolf ins Schuldennachen. Er hatte ja ohnehin keine geschäftlichen Talente. — Die Hälfte der Summe mußte er gleich drüben in bar erlegen. Er fuhr nach Europa zurück und mußte sich, den Rest des Geldes aufzutreiben. Ich nehme an, daß aus Chicago Mahnungen kamen, die erfolglos blieben. Jedemfalls setzte sich Miss Daisy Joyce kurz entschlossen eines schönen Tages in einen Kabin und fuhr herüber, um nach ihrem Geld zu sehen. Angst vor den deutschen Gerichten glaubte sie nicht mehr haben zu müssen, die Sache mit Vierdens war verjährt. Vielleicht war ihr auch der Boden in Chicago zu heiß geworden — was weiß ich!“

„Ruhig, Liebkind!“ sagte Lorenz und hielt Daisys Hand fest.

Loni fuhr unbeeinträchtigt fort: „Auf der Ueberfahrt, lernte sie Dio Cordago

kennen und machte sich in aller Ruhe daran, ihn zu schlachten. Bei uns im Grunde war das gerade an — ich erzähle Ihnen, Peter, Sie erinneren sich doch —, als wir nach Wernburg abfahren wollten. Sie wollte ihr Geld — es war ihr mächtig ernst damit — und sie spielte Rudolf eine Tränenszene vor. Bei der Gelegenheit erfuhr sie, daß wir die Abfahrt hatten, nach Beendigung des Wernburger Gastspiels auf einige Zeit in die Schweiz zu gehen. So lange wollte sie aber nicht auf ihr Geld warten. Sie brauchte es — und sie schickte uns ihren Vater nach, der vor nicht allzulanger Zeit aus der Strafanstalt entlassen worden war. Er sollte Rudolf noch vor Eintritt der Schweizer Reise festnageln.“

„Festnageln?“ fragte Lorenz freundlich. „Was für ein häßliches Wort! — Ich betrachtete Rudolf Erlacher als Verlobten meiner Tochter — basta!“

„Ach —!“ rief Peter in einer Art Erleuchtung aus. „Und das haben Sie seinerzeit auch dem Affessor mitgeteilt, nicht wahr?“

Lorenz beschränkte sich darauf, den Kopf zu wiegen und zu grinsen.

„Natürlich hat er das getan!“ sagte Loni. „Ich habe nur noch aufzufahren, warum Daisy plötzlich bei mir erschien. Ich nehme an, die Zeitungsberichte über Rudolf's Verschwinden und Kainers Unfall beunruhigten sie — und da kam sie zu mir, um auszusplendern, was eigentlich los sei.“

„Und Sie fertig?“ fragte Lorenz ruhig, eine dicke Zigarre im Mund. „Ach! — Es ist ja sehr angenehm, seine ganze Biographie aus so liebreichem Munde zu hören. Aber ich bin mir nicht ganz klar, liebes Fräulein, was Sie eigentlich wollen. ... Ihre Attake auf Cordago war ja wirklich schmeißig — aber haben Sie sich überlegt, wieviel wir durch Ihre Intervention verloren haben? — Denn es war so gut wie sicher, daß Cordago meine Tochter heiraten wollte.“

„Ja — hören Sie!“ sagte Peter blass.

„So gut wie sicher!“ zischte Lorenz, plötzlich lässig geworden. „Ja — Sie werden ja wohl verstehen, daß ich jetzt erst recht auf sofortiger Zahlung der restlichen hundertzwanzigtausend Dollar bestehen muß. Ich werde die Klage noch morgen früh anhängig machen, mein Kind — und wir werden uns dann arrangieren müssen, nicht wahr, wenn Sie aus der Villa rausgehen werden, kleines Fräulein!“

„O wunderwol! — in der Tat!“ sagte Loni mit ruhiger Freundlichkeit. „Sie haben nur eine Kleinigkeit übersehen und Sie werden nichts dagegen haben, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache. Ich war nämlich heute nachmittags bei meinem Chef. Er heißt Dr. Schmitters und ist zufällig Anwalt bei der amerikanischen Botschaft. — Sie kennen ihn doch nicht, nicht wahr, Peter? Aber Sie müssen ihn kennen lernen — er ist der netteste Mann auf der Welt!“

(Fortsetzung folgt)

In v

Troß W

Berlin, 17.

der Wehrmacht die seit vier T

Reinbes gegen

Artilleriebesch

seiner Feigerte,

64 Anariffe

Auch am M

sich die feindlic

Trommelfeuer

etwa 16 000 S

seiner griffen

einfach und

in mehreren

deutschen Stel

wieder im zufe

lassen. Der

Die fortge

Gegners werde

wissenschaftl

genen Volsche

14. März von

80 durch de

iet wurden.

An der Ein

pol wurden

feindliche Vere

und sofort u

wurden die R

Angriff im R

Deutsche S

auch am 16.

wissenschaftl

Artill. am Bo

zerstörten G

großes Mun

Stichflamme.

rende Wirtun

luste.

Kampfgru

Wie das L

ter mittelt,

schlechte Tru

feindliche Krä

durchbrechen

vollständigen

schweren Ver

sondern es w

des Gegners

bestehen Sch

von 15 G r

Kämpfe noch

vollerlebens

sich zurückz

10 000 Tote,

Hand fielen.

leichter und

als Werte ein

Wie das

ter mittelt,

16 März s

lungen e

Nachdem bere

zum Teil im

für den Fein

Nachmitta

deutschen St

dem Gefech

fanger fiel

Das Ei

für Ober

Aus dem

Führer verli

des Eiernes

h u v, Staff

Der Führ

lebendes Tel

Ihres helde

Unfal

Das Joe

versicherung

tigen sozial

tere Anmerk

Kriege gemac

der Unfallver

alieder aus

Zahl von H

littischer Red

zu vereinbar

sind jetzt a

Die n f

schäftig

beute auch

ten und

ihre berufli

und von der

Schutz der U

Regelung ist

eine alle Gef

sonen v

der Versicher

gedehnt, son

außerordentl

der Unfallver

In vier Tagen 64 Angriffe abgewiesen

Trotz Masseneinsatz und Trommelfeuer kein Erfolg der Sowjets

Berlin, 17. März. Die das Oberkommando der Wehrmacht mitteilt, scheiterten am 16. März die seit vier Tagen andauernden Angriffe des Feindes gegen die Front auf der Halbinsel Kertsch. In ununterbrochenem Einsatz hat allein eine deutsche Division bei starkem feindlichem Artilleriebeschuss, der sich oft bis zum Trommelfeuer steigerte, in der Zeit vom 13. bis 16. März 64 Angriffe abgewiesen.

Auch am Nachmittag des 16. März steigerte sich die feindliche Artillerietätigkeit wieder zum Trommelfeuer. Die Volkswaffen versenkten etwa 16.000 Schuss. Während dieses Artilleriefeuers griffen sie unter schonungslosem Masseneinsatz und von zahlreichen Panzern unterstützt in mehreren aufeinanderfolgenden Wellen die deutschen Stellungen an. Die Angriffe brachen wieder im zusammengefassten Feuer aller deutschen Bassen und in harten Nachkämpfen zusammen. Der Gegner verlor 33 Panzer. Die fortgesetzten schweren Panzerverluste des Gegners werden von Gefangenen einer bolschewistischen Panzerbrigade bestätigt. Die gefangenen Volkswaffen sagen aus, daß am 13. und 14. März von 120 angreifenden Panzern über 80 durch deutsche panzerbrechende Waffen vernichtet wurden.

An der Einschließungsfront von Sewastopol wurden vor den rumänischen Stellungen feindliche Bereitstellungen zum Angriff erkannt und sofort unter Feuer genommen. Dadurch wurden die Bereitstellungen zertrümmert und der Angriff im Keim erstickt.

Deutsche Sturzkampfflugzeuge griffen auch am 16. März in rollendem Einsatz bolschewistische Artilleriestellungen auf der Halbinsel Kertsch an. Volltreffer in Batterien und Bunkern zerstörten Geschütze sowie Befehlshaber. Ein großes Munitionslager explodierte mit riesiger Stichflamme. Der Feind hatte durch die vernichtende Wirkung der Bombenangriffe blutige Verluste.

Kampfgruppe im mittleren Abschnitt vernichtet

Wie das Oberkommando der Wehrmacht weiter mitteilt, zertrümmten württembergische und schlesische Truppen im mittleren Abschnitt starke feindliche Kräfte, die die deutschen Stellungen zu durchbrechen versuchten. Die wiederholten starken bolschewistischen Vorstöße wurden nicht nur unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen, sondern es wurde auch eine starke Kampfgruppe des Gegners eingeschlossen und vernichtet. In heftigen Schneestürmen und bei einer Kälte von 45 Grad wurden im Verlauf der harten Kämpfe noch zwei weitere Schützen- und vier Kavalleriedivisionen so stark angegriffen, daß sie sich zurückziehen mußten. Der Gegner verlor über 10.000 Tote, während 2.000 Gefangene in deutsche Hand fielen. 133 Geschütze und eine große Anzahl leichter und schwerer Infanteriewaffen wurden als Beute eingebracht.

Wie das Oberkommando der Wehrmacht weiter mitteilt, griffen die Volkswaffen am 16. März südlich des Flusses die Stellungen einer deutschen Infanteriedivision an. Nachdem bereits am Vormittag drei Angriffe zum Teil im Gegenstoß unter hohen Verlusten für den Feind gescheitert waren, wurden am Nachmittag weitere Versuche des Gegners, in die deutschen Stellungen zu gelangen, abgewiesen. Die Volkswaffen mußten zahlreiche Tote auf dem Gefechtsfeld zurücklassen. Eine Anzahl Gefangener fiel in deutsche Hand.

Das Eichenlaub zum Ritterkreuz für Oberleutnant Wolf-Dieter Hun

Aus dem Führerhauptquartier, 17. März. Der Führer verlieh das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Oberleutnant Wolf-Dieter Hun, Staffelführer in einem Jagdgeschwader.

Der Führer sandte Oberleutnant Hun nachfolgendes Telegramm: „In dankbarer Würdigung Ihres heldenhaften Einsatzes im Kampf um die

Zukunft unseres Volkes verleihe ich Ihnen als 88. Soldaten der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Adolf Hitler.“

Berlin, 17. März. Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Oberst Karl Rhein, Kommandeur eines Infanterieregiments, Oberleutnant Hans-Denning Eichert, Kompaniechef in einem Schützenregiment, Feldwebel Josef Leopoldberger, Zugführer in einem Infanterieregiment.

Ganz vorn - ohne Bunker und Graben

RA. Berlin, 17. März. Durch den verschneiten Sumpfwald zieht sich ein Fußbreiter, viel gewundener Trampelpfad. Nur wenige sind diesen Weg durch schütteres Gebüsch, an Tausenden von dünnen, schlanken Birken und Erlen bisher vorbeigekommen, nur die 20 Soldaten des ersten Juges der 5. Kompanie, ein Feldwebel, zwei Unteroffiziere und 17 Schützen und Gefreite. Dort, wo sie stehen, wohin gerade ein Soldat zwei schwere Äxten mit Gewehrmunition schleift, ist unsere vorderste Linie. Der Weg ist verflucht schmal. Der Fuß rutscht, der Soldat strauchelt und im nächsten Augenblick liegt er mit einem Bein bis zum Oberschenkel im weichen Schnee.

Ein Gefreiter im Schneeanzug kommt uns entgegen. Der Munitionsträger stellt seine Äxten ab und fragt: „Wohin geht du?“ „Mich hat es erwisch“, sagt der andere und schimpft: „Diese Schweinehunde mit ihren dreifachen Granatwuchtern, diese verfluchten Vießer.“ Wenige Meter vor ihm schlug eine jener heimtückischen Granaten ein. Einige Splitter waren ihm in die Brust gedrungen, hatten aber glücklicherweise nur Fleischwunden verursacht. Zwar schmerzten und bluteten sie, aber dennoch geht er allein zum Verbundenen zurück. Er verzieht auf die Beileitung, jeder Mann wird gebraucht. „Na, dann guten Heimatsurlaub“, wünscht ihm der Kamerad. Der andere aber ruft zurück: „Was, weichen dem Tode in die Heimat? Drei, vier Tage bei der Kompanie, dann bin ich wieder hier!“

Hier muß die Front unter allen Umständen gehalten werden, obwohl der Feind zahlenmäßig überlegen ist. Zumeist Berliner sind es, die hier gegen die Volkswaffen eingestrichelt sind. Kein Bunker ist vorhanden, kein Graben gezogen. Nur etwas zurückgefallen stehen einige von Pionieren in Eile errichtete Bretterbänke, die gerade gegen den Wind und die drähtige Kälte Schutz bieten, wenn die Posten einmal für ein paar Stunden abgelöst werden. „Vorsichtig, da vorne sind Scharfschützen!“ ruft uns ein Soldat zu, der hinter einer brusthohen Schneemauer steht. Er gehört zur Reservegruppe. Wild sieht der Mann aus. Seit Tagen nicht mehr gewaschen und rasert. Die Hände sind braunschwarz von Schmutz und Pulverdampf. Die Augen liegen in tiefen Schatten. Der Lauf des Gewehrs ragt aus der um die Schulter gebängten Wolldecke heraus. Wir gehen etwas gebückt und aufmerksamer als zuvor den Pfad weiter. Aber nur 100 Meter, dann liegen wir lang im Schnee. Nicht über uns pfeifen hell die Äxten, sondern lang. Dann schweigen die Gewehre der nicht auszumachenden Scharfschützen. Vorsichtig heben wir die Köpfe, da klatschen die Geschosse auch schon wieder an die Bäume. Der Gefechtslärm verstärkt sich. Die Sowjets greifen wieder einmal an. Am Fuß der Hölle los, Laufende von Schüssen knattern pausenlos herunter. Und mit einem Schlag ist es wieder ruhig. Ist jemand getroffen? Bei uns nicht. Wo ist überhaupt der Feind? Wo ist die Front? Da, wo wir stehen, ist die Front, jetzt vor uns und gleich neben uns liegt der Feind.

Dieser Baum und jener dort 150 Meter weiter nach rechts — es ist nur eine schwächliche Linie, wie hundert andere, die dazwischen wild wachsen und wuchern — das sind unsere Stützpunkte. So verläuft unsere vorderste Linie, unsere Stellung

Der Führer verlieh ferner auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Reichsmarschalls Göring, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Oberleutnant Fritz Schulz, Staffelführer in einem Jagdgeschwader.

Unteruchung des Anschlagess gegen von Papen abgeschlossen

Ankara, 17. März. Nach einer amtlichen Verlautbarung haben die türkischen Behörden die Untersuchung des Anschlagess gegen den deutschen Botschafter von Papen abgeschlossen, der am 24. Februar in Ankara verübt wurde. Nunmehr wird die Angelegenheit den türkischen Gerichtsbehörden zur Eröffnung des Prozesses übergeben, der demnächst stattfinden wird.

ohne Graben und Bunker, ohne Stachelbrant und Minenperre, ohne Sicht und Schussfeld. Und das ist das Übelste.

Auf dem Trampelpfad geht es ein Stück zurück. Dann stehen wir auf der Waldkante. Mittens auf dem Wege steht ein Fla-MG, etwas zurückgezogen ein Panzer. Der Fla-MG-Panzer ist von Maschinengewehren flankiert. Hier liegt der Schwerpunkt des Sowjetangriffs. Aber immer wieder brechen die Turm und berwegen durchgeführten feindlichen Vorstöße zusammen. In der schmalen Richtung 50 Meter vor uns liegen die toten Volkswaffen bereits in Scharen. Einen schweren Widerstand mußten sie erst leisten, bis sie schließlich nach zahlreichen MGs vorangearbeitet, nach schwerem Kampf sogar ein geräumiges Schneefeld, in dem sich mehrere deutsche Soldaten bis zum letzten Schuss verteidigt hatten, gewonnen. Wenige Zeit später kam der deutsche Gegenstoß. Unser Panzer, hinter ihm eine Infanteriegruppe, wühlte sich durch den hohen Schnee, wälzte die Bäume nieder. Für die eingedrungenen Volkswaffen gab es keinen Parolen, es entkam niemand. Viele von ihnen stellten sich tot.

Vier Soldaten tragen eine Wache, auf der unter einem Schafpelz ein verwundener Kamerad blutet. Nur 100 Meter zurück steht eine helle Soldathütte mit dem roten Kreuz, der Truppenverbandspfad. Granaten saßen über uns hinweg. An einer Waldschneise stehen Pferdeshützen mit Kanonen und Behältern, die das Essen für die kämpfenden Soldaten bringen. Stunden warten sie schon.

Was wird weiter aus Rom?

Starker Widerhall der Kritik des Führers an der Prozeßführung

WS. Paris, 17. März. (Via. Bericht.) Die Kritik, die der Führer in seiner Rede am Helldenktag an der Durchführung des Prozesses gegen die Kriegsschuldigen in Rom übte, hat in französischen Kreisen den allerstärksten Eindruck gemacht. Die Kritik hat diejenigen Franzosen in ihrer Ansicht bekräftigt, die schon bisher die gleichen Bedenken hegten, ohne sich damit durchsetzen zu können. Sie hat aber auch den zahlreichen Franzosen einen schweren Schrecken eingebracht, die aus Bequemlichkeit sowohl vor der Niederlage als vor der Kriegsschuld ihres Landes die Augen verschließen wollten und nun an diese Schuld oder, wie es im französischen Sprachgebrauch heißt, an diese „Verantwortung“ erinnert werden.

Hier zeigt sich, ein wie großer Fehler es vom französischen Standpunkt aus gewesen war, daß nicht die Gerichte des Landes diesen Gewissensappell auszulösen imstande waren, sondern daß es einer Mahnung aus dem Auslande bedurfte. Man wird erkennen müssen, daß nicht die Richter

Zahl 28 Millionen RM.

Berlin, 17. März. Die am 28. Februar und 1. März 1942 durchgeführte 6. Reichsstrafensammlung des Kriegs-WB, für die sich die Gliederungen der Partei — SA, H, NSDAP und NSDAP — sowie Ehrenabteilungen der NSDAP zur Verfügung stellten, hatte einen glänzenden Erfolg. Nach den bisher vorliegenden Meldungen stellt sich das Ergebnis auf 27.965.567,83 RM. Die gleiche Sammlung des Vorjahres hatte ein Ergebnis von 19.332.931,41 RM, so daß die Erhöhung 8.632.636,42 RM — das sind 44,65 Prozent — beträgt. Das gewaltige Ergebnis ist nicht nur ein neuer stolzer Beweis für den begeisterten Einsatz unserer Parteimitglieder im Kriegs-WB, sondern zeigt erneut das unerschütterliche Vertrauen des deutschen Volkes zu seinem Führer und den starken Glauben der Heimat an den Endsieg der deutschen Waffen.

loch, in dem sich mehrere deutsche Soldaten bis zum letzten Schuss verteidigt hatten, gewonnen. Wenige Zeit später kam der deutsche Gegenstoß. Unser Panzer, hinter ihm eine Infanteriegruppe, wühlte sich durch den hohen Schnee, wälzte die Bäume nieder. Für die eingedrungenen Volkswaffen gab es keinen Parolen, es entkam niemand. Viele von ihnen stellten sich tot.

Vier Soldaten tragen eine Wache, auf der unter einem Schafpelz ein verwundener Kamerad blutet. Nur 100 Meter zurück steht eine helle Soldathütte mit dem roten Kreuz, der Truppenverbandspfad. Granaten saßen über uns hinweg. An einer Waldschneise stehen Pferdeshützen mit Kanonen und Behältern, die das Essen für die kämpfenden Soldaten bringen. Stunden warten sie schon.

Kriegsbericht Wally Wienhöwer.

Von Neufundland bis Guayana

Der Operations-Raum der deutschen Unterwasserstreitkräfte im Westatlantik

Als vor Wochen im Hellbunde ihrer charakteristischen Umriffe US-Amerikas größte und wichtigste Handels-, Verkehrs-, Industrie- und Hafenstadt New York im Bild dokumentiert wurde, ein untrüger vor den Küsten Roosevelt operierendes U-Boot in der deutschen Wochenchau sichtbar wurde, da empfanden wir in dem Wissen, einen Augenblick stolzer militärischer Wirksamkeit im Krieg gegen die angloamerikanische Front mitzuerleben, schlagartig die mit dem Maß ihrer Aufgaben gewachsene operative Kraft unserer siegreichen U-Boots-Waffe. Inzwischen ist diese Kraft in einem Umfang wirksam geworden, der rein zahlenmäßig in der Ueber-schreitung der ersten Million U-Boot-Verlusten feindlichen Tonnageguttes vor Ablauf zweier Operationsmonate im Westatlantik zum Ausdruck kommt und der in der räumlichen Ausdehnung eine Zone von 50 Breitengraden durchmisst.

Von Neufundland bis Guayana spannt sich der Aktionsradius unserer auf dem Kriegsschauplatz Westatlantik operierenden Unterwasserstreitkräfte. Zu der ersten Nachricht von den Operationen vor New York und in den kanadisch-nordamerikanischen Küstengewässern haben sich die Erfolgsmeldungen von Neufundland, der Neufundlandbank, von Halifax in Neu-Schottland, von der Delaware-Bay, der Einfahrt nach Philadelphia, von der Florida-Straße, den Bahama-Gewässern, der gesamten karibischen Zone mit Aruba, Curaçao, Santa Lucia und Trinidad und von den Gewässern vor Guayana gesellt. Das entspricht einer Klimareichweite von den fähigsten bis in die Gefilde der Tropen.

Unsere Karte soll die Kenntnis dieser geographischen Zusammenhänge erleichtern. Sie beginnt im Norden im Umriss des St. Lorenz-Golfes mit kanadischen Festlands- und britischen Inselgebiet, in dem uns vor allem der kanadische Stützpunkt Halifax als Ausgangsort der Hilfsverschiebungen nach Großbritannien interessiert. Sie führt uns entlang der nordamerikanischen Küste über den bedeutendsten Industriehafen von Boston (770.000 Einwohner), in dem Textil- und Schlachthausindustrie etwa bis in die Küstengewässer von Delaware reichen, in den Raum von New York mit 7,3 Millionen und Philadelphia mit 1,9 Millionen, Baltimore mit 854.000 und der Bundeshauptstadt Washington mit 663.000 Einwohnern.

In stark gestiebertem Bogen erstreckt sich die nordamerikanische Atlantikküste dann über den breiten Baumwollgürtel zur südwestlich vorkommenden Halbinsel Florida, findet bei Miami Verhinderung mit der fruchtbaren Golfküste und jenseits der Florida-Straße mit dem nach Osten ausholenden Inselbogen der Großen Antillen. In einer parallelen Lagerung schiebt sich von der westlichen Golfküste her die mittelmexikanische Landbrücke zum südamerikanischen



Kontinent hin. Dieser erhält im Osten seinen strategischen Anschlag auf die Große und Kleine Antillenzone mit der britisch-amerikanischen Position auf Britisch-Guayana und Trinidad und der amerikanischen Stellung neuerdings auch auf Niederländisch-Guayana.

USA-Informationsministerium

Berlin, 17. März. Nach einer Agenturmeldung aus New York beflaht sich die USA-Öffentlichkeit bitter über das Zögeln und die Langsamkeit der Veröffentlichung von Kriegsnachrichten, obgleich die USA-Regierung, wie hervorgehoben wird, nicht weniger als 27 Millionen Dollar für einen Informations- und Zensurdienst ausgeben haben.

Nunmehr hat sich die Washingtoner Regierung veranlaßt gesehen, zur Verbesserung dieses Dienstes ein Informationsministerium zu bilden, als dessen zukünftiger Leiter Archibald Mac Leish genannt wird. Die „unvergleichliche“ Fähigkeiten dieses neuen USA-Informationsministers glaubt man dadurch am besten zu dokumentieren, indem man seine geistigen und körperlichen Vorräte marktschreierisch anpreist. So heißt es über Mac Leish wörtlich: „Er ist halb Witz, halb Intellektueller; er war berühmter Fußballspieler, schreibt aber gegenwärtig Verse.“

Unfallversicherung für alle vertraglich Beschäftigten

Von unserer Berliner Schriftleitung

Das soeben verabschiedete Gesetz zur Unfallversicherung vom 9. d. Mts. bringt einen wichtigen sozialpolitischen Fortschritt, der um so größeren Ansehen verdient, als er mitten im Kriege gemacht wird. Das Gesetz dehnt den Schutz der Unfallversicherung auf alle Gefolgschaftsmitglieder aus und räumt damit mit einer großen Zahl von Härtefällen auf, die mit nationalsozialistischer Rechtsauffassung schon lange nicht mehr zu vereinbaren gewesen sind. Gegen Arbeitsunfall sind jetzt alle auf Grund eines Arbeits-, Dienst- oder Lohnverhältnisses Beschäftigten versichert. Daraus folgt, daß heute auch alle kaufmännischen Angestellten und sämtliche Hausgehilfinnen in ihrer beruflichen Arbeit und auf dem Wege nach und von der Arbeits- bzw. Ausbildungsstätte den Schutz der Unfallversicherung genießen. Mit dieser Regelung ist die frühere Betriebsversicherung in eine alle Gefolgschaftsmitglieder umfassende Versicherung überführt und umgewandelt und damit der Versicherungsschutz nicht nur wesentlich ausgedehnt, sondern gleichzeitig die Rechtsanwendung außerordentlich vereinfacht worden. Der Kreis der Unfallversicherten ist damit wesentlich erweitert worden. Alle diese neuen Personentypen unterliegen jetzt neben den in der gewerblichen Wirtschaft Versicherten der allgemeinen Unfallversicherung. Außerdem bestehen noch die landwirtschaftliche Unfallversicherung und die Seeunfallversicherung weiter. Es bleibt einer späteren Zeit vorbehalten, diese drei Unfallversicherungssparten in einer einheitlichen deutschen Unfallversicherung zusammenzufassen.

Das Gesetz bringt weiterhin eine gerechtere Rentenberechnung als bisher. Grundfaktisch gilt als Jahresarbeitsverdienst, der der Rentenberechnung zugrunde liegt, der von dem Verletzten während des Jahres vor dem Unfall bezogene Arbeitsentgelt. Von besonderer Bedeutung ist dabei die neue Vorschrift, daß dann, wenn die Berechnung des Jahresarbeitsverdienstes im Einzelfall nicht durchführbar ist oder zu Härten führt, der Jahresarbeitsverdienst nach billigem Ermessen festzusetzen ist. Bisher kam es nicht sel-

ten vor, daß beispielsweise Studenten, die in ihrem Urlaub als Erntehelfer tätig waren, und, falls sie das Unglück hatten, bei der Erntehilfe einen Unfall zu erleiden, etwa beim Hantieren an einer landwirtschaftlichen Maschine sich eine schwere Verletzung an der Hand zuzogen, mit ganz belanglosen Entschädigungen abgefunden wurden und dazu noch häufig gezwungen waren, einen anderen Beruf zu ergreifen. Jetzt ist sichergestellt, daß in solchen Fällen eine Rente gewährt wird, die die Fähigkeiten, die Ausbildung und die gesamte Lebensstellung des Unfallverletzten berücksichtigt.

Weiter ist noch wichtig, daß eine längst überlebte Brüningsche Notverordnung nun aufgehoben wird, nach der die Renten für Unfälle aus der Zeit vom 1. Juli 1927 bis zum 31. Dezember 1931 um 15 Prozent und die Renten für die Unfälle in den vorangegangenen Jahren sowie im Jahre 1932 um 7,5 Prozent zu mindern waren.

Anmeldung von Kriegsschäden

für Deutsche im besetzten französischen Gebiet

Paris, 17. März. Die nach der Kriegsschadenverordnung in Frankreich vom 21. Februar 1941 festgesetzte Antragsfrist zur Anmeldung aller Kriegsschäden, die vor dem 1. April 1941 im besetzten französischen Gebiet durch unmittelbare Kriegswirkung entstanden sind, läuft mit dem 31. März 1942 ab. Reichs- und volkswirtschaftliche Schäden, die bisher einen entsprechenden Antrag noch nicht gestellt haben, können daher noch bis zu diesem Zeitpunkt beim Militärbefehlshaber in Frankreich den Antrag auf Entschädigung einreichen. Nur bei unversöhnlicher Fristversäumnis kann auch nach diesem Zeitpunkt Nachsicht geübt werden.

Die nach dem 1. April 1941 im besetzten Gebiet Frankreichs entstandenen Kriegsschäden sind dagegen vorläufig an keine Anmeldefrist gebunden. Es empfiehlt sich aber, auch diese Schäden jedoch nach ihrer Feststellung unverzüglich beim Militärbefehlshaber in Frankreich anzumelden.

This image shows a blank, aged, cream-colored page, likely an endpaper or flyleaf of a book. The paper has a slightly textured appearance with some minor discoloration and creases. A dark vertical strip is visible along the right edge, possibly indicating the binding or the edge of the book. There is no text or other markings on the page.

